

Vom Trauma zur Delinquenz

Das Institut für Ethik und Recht in der Medizin lud anlässlich der Buchpräsentation „Forensische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen“ zu einem hochkarätig besetzten ExpertInnen-talk über das frühzeitige Erkennen von Gewalt an Kindern und Jugendlichen, interprofessionelle Interventions- bzw. Präventionsmaßnahmen sowie mögliche Folgen, wenn solche unterbleiben.

Wien, 21.09.2016: Aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen, von der Demografie über die Bildung bis hin zur Integration, würden einen solchen Druck auf die aktuelle medizinische Versorgungslandschaft ausüben, dass „andere brennende Themen oft zwischen die Fronten geraten, einfach liegen bleiben, nicht angegangen werden“, eröffnete Prof. Dr. Markus Müller die Diskussionsrunde. Eines davon sei die Versorgung kindlicher und jugendlicher Gewaltopfer. Als Medizinische Universität habe man aber die gesellschaftliche Verpflichtung, sich auch mit diesem brisanten Thema auseinanderzusetzen. Daher unterstütze er als Rektor der Medizinischen Universität Wien „die Aktivitäten und Projekte, über die wir heute diskutieren, von ganzem Herzen“.

Diskutiert wurde auf Einladung von Geschäftsführerin Dr.ⁱⁿ Maria Kletečka-Pulker am Institut für Ethik und Recht in der Medizin im Alten AKH. Das Thema lautete: „Vom Trauma zur Delinquenz“. Am Anfang einer solchen Diskussion müsse man sich bewusst machen, sagte Prof. Dr. Andreas Böck von der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendheilkunde der Medizinischen Universität Wien, dass „Misshandlung und Gewalt gegen Kinder täglich passieren, vor unserer Haustür, über alle sozialen Schichten hinweg. Das müssen wir uns immer vor Augen führen“. Zwar seien MedizinerInnen vielfach die ersten außenstehenden Personen, die mit jugendlichen Gewaltopfern konfrontiert werden, Lösungsansätze könne die Medizin alleine aber ebenso wenig anbieten wie die Psychologie, die Justiz, das Jugendamt, die Sozialarbeit oder die Politik. „Wir brauchen einen interdisziplinären Ansatz“ ist Böck vielmehr überzeugt, um Gewalt oder Missbrauch, der auf Kinder ausgeübt wird, nicht nur frühzeitig zu erkennen, sondern auch zeitnah intervenieren zu können.

Früh erkennen, zeitnah intervenieren

Es gäbe eine hohe Korrelation zwischen traumatischen Erlebnissen und späterem aggressiven oder dissozialem Verhalten, erläuterte anschließend Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Luise Poustka, Leiterin der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Medizinischen Universität Wien. 25 Prozent aller Jugendlichen erleiden vor ihrem 16. Lebensjahr zumindest ein Trauma, bei sieben Prozent entwickelt sich daraus eine posttraumatische Belastungsstörung. Je früher die Traumatisierung stattfindet, desto empfindlicher und damit risikobelasteter sind die Kinder, eine solche Belastungsstörung zu erleiden, weil sie noch nicht in der Lage sind, das Erlebte entsprechend zu bewerten und zu relativieren.

Daher kommt der Bewertung des Erlebten durch das nächste Umfeld der Kinder bei der Traumaverarbeitung ein hoher Stellenwert zu. Eltern, auch wenn sie nicht Ursache des Traumas sind, könnten mit dieser Situation aber oft nicht umgehen, meinte Poustka: „Sie sind mit der Situation überfordert. Sie würden selbst Unterstützung benötigen, wie sie ihrem Kind am besten helfen

können, wie sie gemeinsam aus der Sache herauskommen.“ Das Handwerkszeug dafür gäbe es, das könne man lernen: „Man kann Eltern drei oder vier Dinge beibringen, wie sie mit schwierigen Situationen umgehen können.“ Es fehle aber am entsprechenden Angebot an die Eltern, kritisierte Poustka, weil noch immer viel zu wenig in die Prävention investiert werde.

„Die medizinische und psychologische Versorgung traumatisierter Kinder ist in Österreich sehr spärlich. Hätten wir mehr Ressourcen für die Präventionsarbeit zur Verfügung, kämen wir später mit weniger Versorgung aus“, ist Poustka überzeugt. Allerdings gäbe es auch jetzt schon „gar nicht so wenige Menschen und Einrichtungen“, die mit großem Engagement daran arbeiten, gefährdete Kinder rechtzeitig aufzufangen. Das Problem sei eher, dass diese nicht konzertiert und koordiniert genug sind, um wirksam zu sein, meist unter der öffentlichen Wahrnehmungsgrenze agieren.

Gerichte können nicht mehr reparieren

Wird das Problem nicht rechtzeitig erkannt, landen manche der traumatisierten Jugendlichen irgendwann am Jugendgerichtshof. Aber, „wann immer ein Jugendlicher zu mir kommt, ist es eigentlich schon zu spät“, sagte die Jugendrichterin Dr.ⁱⁿ Beate Matschnig: Bis dahin sei in der Regel schon so viel schief gelaufen, so viel Zeit verloren, dass es „eigentlich unmöglich ist, das Versäumte mit einem Strafurteil noch auszubügeln. In diesem Sinn arbeiten wir in der Justiz mit sehr hilflosen Methoden.“

Was sich in den 38 Jahren ihrer Tätigkeit am Wiener Strafgericht jedenfalls nicht verändert habe, sei die Ursache, warum Jugendliche delinquent werden, erläuterte Matschnig: „Zu mir kommen keine Jugendlichen aus behüteten Familien, wo zumindest einer da ist, der sich um sie kümmert. Zu mir kommen nur Kinder, die viel mitgemacht, viel Negatives erlebt haben.“ Von ihnen dürfe man nicht erwarten, dass sie sich später normgerecht verhalten. „Natürlich wird nicht jeder Jugendliche, der als Kind missbraucht oder vernachlässigt wurde, später straffällig. Umgekehrt aber wurden fast alle, die später delinquent werden, in ihrer Kindheit oder Jugend traumatisiert.“

Fremdbetreute Kinder sind oft Opfer

Eine Einrichtung, die gefährdeten Jugendlichen frühzeitig Hilfe anbietet, ist das Ambulatorium für Kinder- und Jugendpsychiatrie SOS-Kinderdorf Wien. Es steht nicht nur den 160 betreuten Jugendlichen im größten Kinderdorf Österreichs zur Verfügung, sondern auch der Wiener Bevölkerung, vornehmlich in den Bezirken Donaustadt und Floridsdorf. Hier sei das kinderpsychiatrische, psycho- und ergotherapeutische Angebot besonders dünn, erzählte Prim. Dr. Christian Kienbacher: „Wir haben uns daher bewusst dazu entschieden, mit der Ambulanz in diese Bezirke zu gehen.“

Kinder, die in Fremdbetreuung kommen, sind oft Opfer von Gewalt geworden, nicht selten auch von sexuellem Missbrauch. Auch Kienbacher kennt den Stellenwert, den Interprofessionalität, Kooperation und Prävention in der Betreuung dieser Kinder haben: „Wenn wir rechtzeitig etwas tun, haben wir keine Fremdunterbringung mit 14, dann haben wir keine Straffälligkeit mit 16. Das versuchen wir in unserem Ambulatorium umzusetzen.“

Projekt FOKUS

Ein anderes Projekt, das sich auf Initiative der Wiener Kinderschutzgruppen seit 2015 um gefährdete Kinder und Jugendliche kümmert, ist die Forensische Kinder- und Jugenduntersuchungsstelle, kurz:

FOKUS, an der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendheilkunde am AKH Wien unter der Leitung von Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Susanne Greber-Platzer, MBA.

Hier werden Gewaltopfer nach Zuweisung durch die Kinderschutzgruppen, das Jugendamt oder die Polizei möglichst rasch nach der Tat untersucht und die Spuren durch ein interdisziplinäres ExpertInnenteam gesichert. Außerdem sollen im Rahmen der zeitnahen Befundung mögliche Traumatisierungen erfasst werden. Ein weiteres Projektziel von FOKUS ist die Entwicklung und Etablierung einheitlicher Strukturen, Standards und Unterstützungs-Tools, um die Arbeit der ÄrztInnen sowie des Gesundheitspersonals in den Kinderschutzgruppen der Wiener Spitäler, darüber hinaus aber auch im niedergelassenen Bereich, zu unterstützen.

Im ersten Jahr wurden im Rahmen von FOKUS über 100 Kinder untersucht und dokumentiert. In den allermeisten Fällen handelt es sich dabei um sehr kleine Kinder, die noch keinen Kindergarten oder keine Schule besuchen. Für sie ist das Krankenhaus oft die erste Anlaufstelle außerhalb der Familie.

Für die Justiz ist die Etablierung eines solchen Zentrums, das in der forensischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen verbindliche Standards setzt, in zweifacher Hinsicht von Bedeutung, versicherte Prof. Dr. Georg Kathrein, Sektionschef Zivilrecht im Bundesministerium für Justiz: „Aus forensischer Sicht ist es wichtig, dass wir gesicherte, gut dokumentierte Daten und Untersuchungsergebnisse haben, die wir in einem möglichen Verfahren als Beweismittel verwenden können.“ Mindestens ebenso wichtig sei aber die außergerichtliche Perspektive, ergänzte Kathrein: „Bis ein ‚Fall‘ bei Gericht aufschlägt, ist in der Regel schon sehr viel passiert. Und es sind keine JuristInnen, die als erste mit dem Verdacht oder dem Problem konfrontiert sind, sondern ÄrztInnen, PsychologInnen oder PädagogInnen. Für sie ist es wichtig zu wissen, dass es ein solches Zentrum gibt.“ Hilfreich sei dabei die wissenschaftliche Begleitung des Projekts durch die Medizinische Universität, weil die Resultate aus der Arbeit und die Forschungsergebnisse dadurch Gewicht hätten und auch entsprechend transportiert würden.

„Wir unterstützen das Projekt von ganzem Herzen“ versicherte daraufhin MedUni Wien Rektor Müller. Umso mehr, als es sich dabei um ein „in Österreich gar nicht so häufiges Vorzeigeprojekt“ handeln würde, in dem sich verschiedene Professionen und Institutionen einem gesellschaftlich ebenso brisanten wie wichtigen Thema angenommen hätten. In dem Projekt zeige sich jedenfalls, „was wir gemeinsam weiterbringen und bewirken können“.

Begleitende FOKUS-Forschungsprojekte

FOKUS ist vorerst als zweijähriges Pilotprojekt finanziert. Aufgrund des wachsenden Problembewusstseins der Politik – immerhin wurde im aktuellen Regierungsprogramm eine österreichweit flächendeckende Versorgung mit forensischen Untersuchungsstellen in allen Bundesländern festgeschrieben – hoffen die InitiatorInnen jedoch, dass die Einrichtung auch über das Jahr 2017 hinaus fortbestehen wird. Dazu soll nicht zuletzt die intensive wissenschaftliche Begleitung beitragen, erläuterte Prof.ⁱⁿ Mag.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Sabine Völkl-Kernstock von der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Neben der Ergebnisevaluierung würden aktuell auch zwei Forschungsprojekte laufen, die sich mit der Frage beschäftigen, wie Stressverarbeitung bei Kindern, die von Gewalt betroffen sind, überhaupt funktioniert. Welche Kinder sind widerstandsfähiger gegenüber Trauma-Erlebnissen? Wie unterscheiden sich mögliche Reaktionsmuster? Warum bleiben die einen Opfer, während andere in der Folge selbst zu TäterInnen werden? Wie reagieren die Kinder auf die Unterstützung, die sie bei FOKUS erhalten? All diese Fragen werden begleitend erforscht.

Schulung für Ärzte und Pädagogen

Eine weitere Aufgabe von FOKUS ist die Weitergabe der gewonnenen Erkenntnisse und der erarbeiteten Standards an potenziell Beteiligte, in erster Linie ÄrztInnen, die mit dieser Problematik konfrontiert werden.

Die Kinderabteilungen in den KAV-Krankenhäusern wurden inzwischen bereits weitgehend geschult, berichtete Völkl-Kernstock. Auch diese Schulungen laufen interdisziplinär ab, beteiligt sind unter anderem ExpertInnen der Gerichtsmedizin, Psychologie oder Pädiatrie. In Kürze ist zudem eine erste Informationsveranstaltung für niedergelassene KinderärztInnen geplant.

Schon jetzt finden Interessierte auch über die Website der Universitäts-Kinderklinik Unterstützung, etwa in Form von umfassenden Checklisten, die nach dem letzten Stand der Wissenschaft und Forschung entwickelt wurden. (Dokumente zum Download: <https://kinderklinik.meduniwien.ac.at/forschung/fokus>)

Aber auch in der ÄrztInnenausbildung tut sich in diesem Bereich etwas. So startet zum Beispiel in Innsbruck erstmals die Diplomausbildung „Kinder- und jugendpsychiatrische Forensik“.

Niederschwelliges Angebot

In der abschließenden Diskussion wurde unter anderem über die Notwendigkeit debattiert, auch PädagogInnen ein spezielles Schulungsangebot anzubieten, wie sie Auffälligkeiten frühzeitig erkennen können und sie gleichzeitig zu sensibilisieren, rechtzeitig Alarm zu schlagen, wenn es professionelle Unterstützung braucht. Zwar gab es vergleichbare Angebote früher schon, sie fielen aber allesamt dem Sparstift zum Opfer. Derzeit kann eine Schulung von PädagogInnen nur dann angefordert werden, wenn bereits etwas passiert ist. „Eine typisch Wiener Lösung“, bedauerte Völkl-Kernstock.

Diskutiert wurde schließlich auch über die Frage, ob es neben Einrichtungen wie FOKUS zusätzliche niederschwellige Angebote geben soll, die keiner Zuweisung bedürfen, wo sich betroffene Kinder und Eltern von sich aus hinwenden können. „Ich wünsche mir eine Einrichtung“, konkretisierte Poustka, „wo sich Menschen hinwenden können, die überfordert sind. Hier ein niederschwelliges Angebot zu schaffen, eine Art Vorstufe zur Psychiatrie oder zum Jugendamt, wäre wichtig.“ Auch Matschnig sprach sich für eine Stelle aus, „wo sich Eltern hinwenden können, die sagen: Ich schaffe es nicht mehr, ohne dass sofort der gesamte Amtsschimmel losgaloppiert“.

Buchpräsentation

Die Veranstaltung endete mit der offiziellen Präsentation des Buches „Forensische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Praxishandbuch für die interdisziplinäre Zusammenarbeit: Psychologie - Medizin - Recht - Sozialarbeit“. Herausgegeben von Sabine Völkl-Kernstock und Christian Kienbacher. (Springer-Verlag Wien 2016, ISBN 987-3-7091-1607-4). Das Buch ist eine Mischung aus wissenschaftlichen Fachartikeln und Berichten aus der Praxis. 39 AutorInnen aus vier Ländern geben darin Auskunft über ihre Expertise und ihre persönlichen Erfahrungen zum Thema: MedizinerInnen, PsychologInnen, JuristInnen und JugendrichterInnen, SozialarbeiterInnen und PolizistInnen.

„Das vorliegende Buch fokussiert und beleuchtet alle wesentlichen Aspekte im Bereich der forensischen Tätigkeit mit Kindern und Jugendlichen und vermittelt die derzeit aktuellen Standards mit Fokus auf Österreich, Deutschland und der Schweiz. Auch soll es am Thema interessierten

Personen sowie Kollegen der unterschiedlichen Fachdisziplinen Wissen über und Einblick in das forensisch relevante Handeln der jeweils anderen Berufsgruppen geben“, schreiben die HerausgeberInnen in ihrem Vorwort.

Veranstalter: Institut für Ethik und Recht in der Medizin (www.ierm.univie.ac.at) in Kooperation mit der Plattform Patientensicherheit (www.plattform-patientensicherheit.at)

Kontakt:

Dr.ⁱⁿ Maria Kletečka-Pulker
maria.kletecka@univie.ac.at
0664/6027722202

Fotohinweis:



Diskutierten auf Einladung des Instituts für Ethik und Recht in der Medizin über die Korrelation von Trauma und Delinquenz bei Kindern und Jugendlichen (v.l.n.r.): Prof. Dr. Markus Müller, Rektor der Medizinischen Universität Wien, Prof. Dr. Andreas Böck, Universitätsklinik für Kinder- und Jugendheilkunde, Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Luise Poustka, Leiterin der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Prof. Dr. Georg Kathrein, Sektionschef Zivilrecht im Bundesministerium für Justiz, Dr.ⁱⁿ Beate Matschnig, Jugendrichterin am Wiener Strafergericht, Prof.ⁱⁿ Mag.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Sabine Völkl-Kernstock, Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Prim. Dr. Christian Kienbacher, Leiter des Ambulatoriums für Kinder- und Jugendpsychiatrie SOS-Kinderdorf Wien. Foto: V. Weilguni